

3 Intelligible Geschlechter

Die konstruktivistische Stoßrichtung der Butlerschen Geschlechtertheorie – als »Genealogie der Geschlechterontologie« – zielt vor allem darauf ab, die Geschlechterdifferenz zu ent-naturalisieren. Das, was umgangssprachlich vereinfachend als »Geschlecht« bezeichnet wird, umfasst dabei ideologische Aspekte, Sexualitäten, körperliche Erfahrungen und Materialitäten, Identitäten, Subjektivationsprozesse, Diskurse, Politik, Macht, Geschichte. Das Geschlecht kann aufgrund seiner Vielschichtigkeit gar nicht rein natürlich im Sinne von vor-sozial sein, es kann auch nicht auf ein natürliches Substrat zurückgeführt werden. Butler lehnt die Trennung zwischen *sex* und *gender* ab, die einige Teile der feministischen Theorie bzw. Geschlechterforschung bis in die 1990er Jahre hinein geprägt hat. Denn auch der *sex* (als der vorgeblich natürliche Geschlechtskörper) wird Butler zufolge konstituiert durch Normen, z.B. von *gender* und durch den Diskurs der (Zwangs-)Heterosexualität. Gegenwärtig sind normativ regulierte, intelligible Geschlechter solche, die einen zirkulären und in spezifischer Weise kohärenten Zusammenhang zwischen Geschlechtsidentität, Geschlechtskörper und Begehren darstellen. Diese Darstellungen sind auch wörtlich zu verstehen; sie machen die von Butler herausgearbeitete Performativität des Geschlechts aus. Butler greift das Phänomen der inszenierten Parodie des Geschlechts in der Travestie heraus, um zu zeigen, dass letztendlich jede Inszenierung des Geschlechts dem Muster der Imitation folgt.

Das Bekannteste am Butlerschen Œuvre sind sicherlich ihre Überlegungen zum Thema Geschlecht. Und dies zu Recht. Denn Butler positioniert sich selbst nicht nur ausdrücklich im Kontext feministischer Theoriedebatten, sondern problematisiert in ihren Werken grundlegende Begriffe der Gender Studies und der feministischen Artikulationen, seien diese akademisch-theoretischer oder pragmatisch-politischer Art. Kategorien wie Frau, Körper, feministisch, Identität, Sexualität sind Gegenstand der kritischen Auseinandersetzungen, die Butler in ihren

Schriften führt. In Bezug auf diese Themen hat kaum eine andere Autorin der letzten Dekaden dermaßen (kontroverse) Aufmerksamkeit erregt. Ihr Name ist inzwischen synonym geworden mit einer bestimmten Weise, das Geschlecht zu denken, die manchen zunächst verführerisch neuartig und radikal, anderen hochgradig problematisch und wieder anderen nicht besonders neu, sondern nur modisch erscheint. Manchen ist Butler – fälschlicherweise – gar die Gründungsfigur der Gender Studies als akademische Disziplin.¹⁸ *Das Unbehagen der Geschlechter* ist in diesem Zusammenhang der wichtigste Bezugstext und wurde im deutschsprachigen Kontext, aber auch international außerordentlich breit rezipiert.¹⁹ Doch befassen sich auch darüber hinaus wesentliche Texte Butlers – seien es Bücher, einzelne Aufsätze, Rezensionen oder Diskussionspapiere – ausführlich mit Fragen rund um den Status, der Funktionsweise von und Normalisierung qua Geschlecht. Dabei stehen folgende Grundfragen im Mittelpunkt:

- Wie kommt die (naturalisierte) Ontologie des Geschlechts gegenwärtig zustande?
- Welche Rolle spielen dabei Diskurse, Materialitäten (Körper) und Macht?
- Inwiefern ist Gender eine Norm?
- Wie hängen anatomisches Geschlecht (*sex*), Geschlechtsidentität (*gender*) und Begehren (im Sinne »sexueller Orientierungen«) zusammen?
- Welche normativen Dimensionen offenbaren sich in diesen Zusammenhängen, und welche politischen Optionen folgen daraus für gegenwärtige feministische Theorien?

Die Auseinandersetzung mit Geschlecht – Gender – ist bei Butler zweifach gerichtet. Zum einen erwächst das Interesse an den Konstruktionsweisen von Gender aus biografischen, darin politischen Erfahrungen: »Als Nachzüglerin der zweiten Welle (der Frauenbewegung; d. v.) nähere ich mich dem Feminismus mit der Einstellung, dass keine unbestrittene Prämisse im globalen Kontext Zustimmung findet.« (MdG, 283; vgl. auch UdG, 15–21.) Butler knüpft also ausdrücklich an die Ausein-

18 So die Journalistin Katharina Hamann, die Judith Butler im Juli 2010 für die deutschsprachige Zeitung *Jungle World* interviewt. *Jungle World* Nr. 30 v. 29. Juli 2010.

19 *Gender Trouble*, so der Originaltitel, ist inzwischen in über 30 Sprachen übersetzt worden.

andersetzungen im nordamerikanischen und internationalen Feminismus der 1980er Jahre an, die um die Frage kreisen, wer denn die »Frau« bzw. eine »Feministin« sei, auf die sich doch der Feminismus beziehen müsse. Diese Frage ist nicht erst in der zweiten Frauenbewegung virulent geworden, vielmehr begleitet sie feministische Bewegungen seit jeher. So stellte 1851 die ehemalige Sklavin und politische Aktivistin Sojourner Truth die zum geflügelten Wort gewordene rhetorische Frage »Ain't I a Woman?«, als sie ihre Erfahrungen als Sklavin, Arbeiterin und Opfer von Gewalt denjenigen ihres Publikums entgegensetzte – einer Versammlung weißer, bürgerlicher Frauenrechtlerinnen in Akron, Ohio. Sie habe, so Truth, die »Peitsche ertragen wie ein Mann; gearbeitet wie ein Mann«, ihr sei nie »in eine Kutsche oder über Schlammputzen geholfen oder der bessere Platz angeboten« worden – sei sie deshalb keine Frau? Seitdem sucht die Infragestellung der vermeintlichen Evidenz der Grundkategorie alle Feminismen – die Frau(en) – um. Diese hat sich insbesondere in den 1980ern durch die vielfache Kritik von denjenigen, die sich im feministischen »Mainstream« nicht repräsentiert sahen – Women of Color, lesbische Frauen, Arbeiterinnen und andere – intensiviert. Für Butler ist diese Grundlagenkritik kein zu überwindendes Manko und bedeutet auch nicht zwingend die Erosion politischer Handlungsfähigkeit.²⁰ Im Gegenteil, Butler insistiert auf die Produktivität und Kraft einer »wildem demokratischen Kakophonie« (MdG, 282), die den Streit um Kategorien und Repräsentationen als Teil sozialer Bewegungen und sozialen Wandels ernst nimmt. Die Infragestellung politisch wirksamer Kategorien bedeute zudem, nicht, dass man sich von diesen Kategorien kategorisch verabschieden müsse: »Ich stelle also nicht die Frage nach dem Ende der Geschlechterdifferenz, um ein Plädoyer für deren Ende zu halten«. (MdG, 284.) Vielmehr geht es ihr und müsse es auch politisch darum gehen, Begriffe infrage, sie zur Disposition zu stellen – und zugleich reflexiv eben diese problematischen Begriffe weiter zu verwenden (vgl. z. B. MdG, 288, 290; UdG 217; Hsp, 60, 205). Wie schon im Kapitel zu Sprache und Diskurs ausgeführt, können Begriffe – hier Frau, Feminismus, Gender, heterosexuell, queer usw. – nicht auf die eine Bedeutung fixiert werden; ihre Bedeutung muss immer uneindeutig bleiben. Diese Uneindeutigkeit ermöglicht zugleich kritische, emanzipatorische, befreiende Resignifikationen.

20 Kapitel 5 greift diese Auseinandersetzungen erneut auf.

Gerade feministische Konstellationen in all ihrer Vielfalt können dies produktiv nutzen, wenngleich dies sicher auch mit wichtigen Problemen behaftet ist. Doch sind diese unvermeidbar: »Meine Haltung ist, dass keine einfache Definition von *Gender* genügen wird und dass die Fähigkeit, die Reisen dieses Begriffes durch die öffentliche Kultur zu verfolgen, wichtiger ist als eine strikte und anwendbare Definition.« (MdG, 296.)

Dieser Analyse folgen viele Bücher bzw. Texte Butlers: Wie funktioniert Gender? Wer meint damit was wann in welchem Kontext? Welcher Art sind die Begründungen für die vorgebliche Natürlichkeit von Gender? Wie wird Gender in feministischen und geschlechtertheoretischen Argumentationen gefasst? Solcherart Fragen stellen den zweiten, mit dem ersten aufs Engste verwobenen, Strang der geschlechtertheoretischen Analysen von Butler dar. Butlers theoretischer Ansatzpunkt bei ihrer Auseinandersetzung mit Geschlecht bzw. der Geschlechterdifferenz ist eine radikale Lesart der Einsicht von Simone de Beauvoir: »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.« (de Beauvoir 1992, 334.) Anknüpfend daran, dass bei de Beauvoir der Körper nicht vordiskursiv gedacht ist, ist auch für Butler klar, dass »das Geschlecht keine vordiskursive anatomische Gegebenheit sein [kann]« (UdG, 26).²¹ In dieser Feststellung ist die Stoßrichtung der Butlerschen Geschlechtertheorie enthalten, die vor allem darauf abzielt, das Geschlecht – in seinen vielen und komplex miteinander verflochtenen Dimensionen – zu ent-naturalisieren (ebd., 218). Butler will »die angeblich natürlichen Sachverhalte des Geschlechts« (ebd., 23) eben als *angebliche* vorführen, ihnen den Status als ontische Tatsachen, die an und für sich so seien, nehmen und zeigen, dass der Geschlechtskörper (*sex*) ein – sehr realer! – Effekt hegemonialer Diskurse ist. Das angeblich natürlich gegebene *sex* ist demnach materialisierte Geschichte, ist Effekt von Machtverhältnissen und nicht zuletzt Ausdruck von Gender. Butler realisiert in *Das Unbehagen der Geschlechter* eine »Genealogie der Geschlechterontologie« (UdG, 60), die aufzeigen will, dass soziale bzw. kulturelle Konstrukte das geworden sind, was wir Natur oder natürliches Geschlecht nennen. In

21 Allerdings ist diese Lesart von de Beauvoir nicht unumstritten. So weist z. B. Toril Moi in ihrer Biografie der Philosophin und Autorin auf die problematische Biologisierung des weiblichen Körpers hin, die sich in *Das andere Geschlecht* einschleicht (Moi 1996, 250–272): »Beauvoir scheint ernstlich zu glauben, dass der männliche Körper irgendwie weniger *biologisch* ist als der weibliche.« (ebd., 270).

Das Unbehagen der Geschlechter konzentriert sich diese Genealogie auf **diskursive Naturalisierungen**. Hierfür arbeitet sie sich an Theoretiker_innen unterschiedlicher Provenienz ab, unter anderem an Sigmund Freud und Jacques Lacan (Psychoanalyse), Luce Irigaray und Monique Wittig (feministische und lesbische Theorie der Differenz), Michel Foucault (Diskurs und Machttheorie) sowie an Claude Lévi-Strauss und Mary Douglas (strukturalistische Anthropologie). In ihrem darauf folgenden Buch, in *Körper von Gewicht*, beschäftigt sich Butler – zum Teil auch als Reaktion auf die kritischen Einwände gegen ihre Ausführungen in *Das Unbehagen der Geschlechter* – mit den im engeren Sinne körperlichen Aspekten des Geschlechts. Dort geht es hauptsächlich um Fragen der körperlichen Materialisierung von Diskursen. Das Buch *Die Macht der Geschlechternormen* kreist in einer Reihe von Aufsätzen um die Frage, wie die »Auflösung« normativer Regulierungen von Gender gedacht werden könnte (MdG, 9) und wie Gender als Norm zu verstehen sei.

Was meint bei Butler eine Genealogie der Geschlechterontologie? Der Anspruch von Butler besteht darin zu zeigen, »dass das Geschlecht nicht länger als ›innere Wahrheit‹ der Anlagen und der Identität gelten kann« (UdG, 61). Ziel ist es, diejenigen Dimensionen des Ichs oder des Politischen, die den Schein des Natürlichen, Ontologischen oder zumindest selbstverständlich Evidenten tragen, für neue Lesarten zu öffnen; für Lesarten, die auf den konstruierten, veränderbaren und prekären Charakter vermeintlicher Essenzen wie etwa das »biologische Geschlecht« abheben. Butler will dabei auch »zur Geschlechter-Verwirrung anstiften« (ebd.), zu subversiven und kreativen Umgangsweisen mit dem Geschlecht. Dies kann ihr zufolge nicht von einem Ort aus passieren, der spekulativ als »utopisches Jenseits« (ebd.) postuliert wird, etwa einem imaginären Ort der »eigentlichen« Sexualität, der »Befreiung von Zwängen«, der »natürlichen Weiblichkeit (bzw. Männlichkeit)« oder Ähnlichem. Vielmehr sieht Butler die einzige aussichtsreiche Chance auf politische Veränderungen und auf kritische (z. B. feministische und/oder queere) Handlungsfähigkeit im subversiven Umgang mit bestehenden Machtverhältnissen und -formen. Hierfür ist zunächst ein Verständnis der gegenwärtigen Konstituierungsmodi des Geschlechts hilfreich, wenn auch nicht die einzige Bedingung. Versteht man, wie das Geschlecht immer wieder durch die »Metaphysik der Substanz« (UdG, 28) real wird, dann lässt sich auch kritisch mit dieser Kategorie umgehen. Und versteht man, dass und inwiefern die vermeintliche Natürlichkeit der Zweige-

schlechtlichkeit realiter ein Effekt machtvoller Diskurse ist – »eine performativ inszenierte Bedeutung« (ebd. 61), der man nicht zuletzt die eigene Existenz verdankt –, dann wird einsichtig, dass man selbst nie aus den Verhältnissen »aussteigen« kann, die man kritisiert. Demnach gehört es zu einer kritischen Praxis, in bestehenden Verhältnissen zu agieren, ja agieren zu müssen. Es gibt keinen Ort außerhalb der bestehenden und historisch gewordenen Verhältnisse, es gibt aber sehr wohl die Möglichkeit, diese Verhältnisse zu variieren, zu parodieren, zu unterlaufen und damit womöglich zu verändern. Notwendige Voraussetzung hierfür ist, wie angedeutet, die Entlarvung der scheinbaren Natürlichkeit bestehender Verhältnisse, d. h. ein beständiges Insistieren auf der immanenten Instabilität solcher Begriffe und »Substanzen« wie Frau, Heterosexualität, schwule Identität. So ist für Butler Heterosexualität eine »beständige Verfehlung« (UdG, 181) angesichts dessen, wie diese normativ als Ideal konstruiert wird und deshalb realiter immer ein »Fetisch« (ebd., 180) bleiben muss. Erkennt man, dass Diskurse und Normen »institutionalisierte Wunschvorstellungen« sind, kann sich die Realität des Geschlechts als brüchig, inkohärent, widersprüchlich, prozesshaft und folglich als veränderbar entpuppen. Dies bedeutet letztlich, dass Verwirrung, Subversion oder Kreativität nicht erst neu erfunden werden müssen, sondern bereits im Bestehenden angelegt sind. Gender Trouble geschieht bereits. Und dies unabhängig von den aufklärerischen Impulsen feministischer bzw. queerer Theorien. Die entscheidende Frage für die Theoretisierung ist, ob bestehende Irritationen anerkannt und dann sichtbar oder ob sie verworfen und unsichtbar gemacht werden. Die (feministische) Vision liegt, wie Butler kritisch gegen bestimmte lesbische Theorieentwürfe (Wittig) oder auch gegen normative feministische Ansprüche (Benhabib, Fraser) anführt, nicht (mehr) in einer fernen Zukunft jenseits bestehender Diskurs- und Machtverhältnisse, sondern in der Anerkennung der Konstruiertheit und Brüchigkeit des geschlechtlichen Hier und Jetzt. Kritische politische »Handlungsmöglichkeit« wird »zu der Frage, wie die Signifikation und Resignifikation funktionieren« (UdG, 212). Dass dies keine rein theoretischen oder gar elitären Fragen sind – wie Butler vielfach zunächst vorgeworfen wurde –, expliziert Butler immer wieder an (tages-)politischen und empirischen Beispielen wie dem Militär (und dessen Umgang mit Homosexualität), der UNO bzw. politischen Bewegungen (die unter dem Oberbegriff Gender verschiedenste, zum Teil konträre politische Ziele verfolgen), der Pornografie (und deren Zen-

sur), der Medien (z. B. Kriegsfotografie oder Filmen), der Auseinandersetzung mit Subkulturen und der Zugehörigkeit zu ihnen, der juristischen Argumentation rund um die sogenannte Homo-Ehe und weiteren Exempeln. Praktisch relevant sind Butlers Überlegungen auch in einem grundsätzlichen Sinne, insofern es ihr immer auch um die »Anerkennung« nicht nur derjenigen geht, die vom Normalen, Universellen, Eigentlichen ausgeschlossen sind – den Queers, Freaks, Dragkings und Queens –, sondern auch um die Anerkennung des Faktums, dass normative Regulierungen von Gender *allen* Menschen Gewalt antun. Wenn auch in unterschiedlichem Maße. Anders formuliert: Für alle Menschen, die »das Gefühl haben, dass die Bestimmungen, nach denen ich [sie/wird; d. V.] anerkannt werde(n), das Leben unerträglich machen« (MdG, 13), sind Fragen nach der Normativität von Gender (über-)lebenswichtig. Butler geht es demnach, und im Lichte ihres Werkes zunehmend deutlicher, darum, über die Grundlagen und normativen Bedingungen anerkannter Geschlechter so nachzudenken, dass ein »Leben, das sich den Modellen der Anpassung widersetzt« (ebd.), möglich und schützbar wird. Gender Trouble ist immer auch verknüpft mit der »Frage nach dem Überleben« (MdG, 329).

In diesem Zusammenhang ist die jüngste Entscheidung des deutschen Ethikrats zur Intersexualität höchst interessant (vgl. Ethikrat 2012). Diese stellt fest, dass »intersexuelle Menschen als Teil gesellschaftlicher Vielfalt Respekt und Unterstützung der Gesellschaft erfahren müssen«. Menschen mit geschlechtlich uneindeutigen Körpern sollen, so die Forderung des Deutschen Ethikrats, nicht unmittelbar bei Geburt bzw. im Kleinkindalter operativ vereindeutigt – normalisiert – werden, da dies einen »Eingriff in das Recht auf körperliche Unversehrtheit« (ebd.) darstelle, für das es keinerlei Rechtfertigung gebe. Darüber hinaus wird Menschen mit geschlechtlich ambigen Körpern ein Recht auf sexuelle Identität sowie auf selbstbestimmte Reproduktion ausdrücklich zugesprochen. Dies wäre noch vor Jahren undenkbar gewesen und mag auch auf die zahlreichen politischen Kämpfe um Anerkennung zurückgehen, die dies seit Jahrzehnten fordern (vgl. Zehnder 2010).²² Wie sich diese Entscheidung auswirkt, wie sie gesellschaftlich wahrgenommen werden wird und ob sich damit auch Gender

²² Butler geht selbst auf den klinischen Umgang mit intersexuellen Kindern kurz ein: MdG, 91f.

Trouble normalisieren wird, das werden die kommenden Jahre zeigen. Jedoch verweist diese Expertise jetzt schon auf das Problem, dass bislang und nach wie vor Menschen physische, psychologische und strukturelle Gewalt angetan wird, um sie in die vermeintliche Eindeutigkeit der normativen Zweigeschlechtlichkeit zu bringen. Ebenso deutlich verweisen die massiven Gewalttaten gegenüber nicht-heterosexuellen Menschen überall auf der Welt darauf, dass geschlechtliche Normalisierungsprozesse systematisch mit dem wortwörtlichen Überleben zusammenhängen. So dokumentieren Journalist_innen, NGOs und Jurist_innen zahlreiche Fälle des sogenannten »corrective rape« in der Republik Südafrika. Dies sind Vergewaltigungen von Frauen, die sich als lesbisch lebend zu erkennen geben oder für lesbisch gehalten werden. Die Täter geben während bzw. nach der Tat an, sich nicht nur durch die Homosexualität der Frauen provoziert zu fühlen, sondern betrachten die Vergewaltigung als erzieherische – korrigierende – Maßnahme, die die Opfer von der Lust am heterosexuellen Sex überzeugen solle.²³ Ebenso sind die Kriminalisierungen und zum Teil drakonische Strafen für Homosexualität in vielen Nationalstaaten gewaltsame Versuchen der Vereindeutigung von Geschlecht und Begehren (vgl. www.ilga.org). Die Liste der Beispiele für die Gewaltförmigkeit geschlechtlicher Normalisierung ließe sich lange fortsetzen, sie betrifft auch keineswegs nur angeblich rückständige oder religiöse Konstellationen. Der Spielfilm *Boys don't cry* (USA, 1999) z. B., der auf einer wahren Begebenheit in den USA beruht, zeigt, zu welcher Gewalt Menschen fähig sind, wenn die Brüchigkeit des Geschlechts deutlich wird.

Inwiefern ist nun das »Geschlecht« eine konstruierte, brüchige und widersprüchliche Realität? Inwiefern folgt daraus seine immanente Veränderbarkeit? Weil die Realität des Geschlechts, so lautet Butlers Antwort, äußerst voraussetzungsreich, komplex, hochgradig normativ und dynamisch ist. Wie bereits angedeutet, lehnt Butler die gängige Trennung zwischen dem (natürlichen, biologischen, körperlichen) *sex* und dem (kulturellen) Gender ab. Zunächst aber fragt sie, in welcher Weise gegenwärtig **intelligible**, also sinnvolle, gesellschaftlich anerkenbare **Geschlechter** konstituiert sind. Zunächst ist Gender eine Norm. Und zwar nicht unbedingt in einem spezifischen Sinne, sondern als Tatsache,

23 Vgl. Phamodi 2011.

dass wir um anerkennbare Personen zu werden, überhaupt ein Geschlecht sein müssen:

»Wenn man behauptet, Gender sei eine Norm, bedeutet das nicht dasselbe wie zu sagen, es gäbe normative Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit – wiewohl es eindeutig solche normativen Vorstellungen gibt. Gender ist weder genau das, was man ›ist‹, noch das, was man ›hat‹. Gender ist der Apparat, durch den die Produktion und Normalisierung des Männlichen und Weiblichen vonstatten geht [...]. Gender ist der Mechanismus, durch den Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit produziert und naturalisiert werden.« (MdG, 74.)

Demnach ist Gender als Norm (zunächst) nicht konkret im Sinne von männlich oder weiblich gemeint, sondern zu verstehen als diskursiver Rahmen, der die Anerkennbarkeit und Legitimität von Personen reguliert (ebd., 91). Dabei ist Anerkennbarkeit »nicht Eigenschaft oder Potenzial einzelner Menschen« (RdK, 13), sondern ein normativer Rahmen, innerhalb dessen Menschen in bestimmter Weise als Menschen anerkannt werden können; Anerkennbarkeit ist ein Wahrnehmungs- und Erfahrungsrahmen (vgl. RdK, 13ff.). Das System der Zweigeschlechtlichkeit ist beispielsweise eine, womöglich die Gender-Norm – als Annahme, es gäbe von Natur aus zwei und nur zwei objektiv gegebene, unveränderliche, unverfügbare Geschlechter (vgl. auch ebd., 84). Dieses (diskursive) System bildet den Rahmen für jegliche Existenzweise, sodass auch in dieser Hinsicht Gender unauflöslich mit weiteren Normen verknüpft ist. Zugleich, so Butler weiter, beinhaltet Gender als Norm immer auch ihre eigene Destabilisierung (ebd., 74). Hierauf wird das Kapitel weiter unten eingehen, ebenso und ausführlicher Kapitel 5. An dieser Stelle soll zunächst jedoch festgehalten werden, dass es ein Verständnis von Gender in Butlers Werk gibt, welches die Zweigeschlechtlichkeit jenseits ihrer konkreten Formen und Ausprägungen als regulative Norm setzt. In der feministischen bzw. Gender-Theorie ist dies in vielfachen Formen bereits beschrieben worden, zum Teil historisch vor oder auch anders als von Butler. So diagnostiziert J. Lorber ein »sameness taboo« (Lorber 1990, 356) in modernen westlichen Gesellschaften, das ein Ordnungsprinzip darstelle: Im Konkreten jeweils kontingent, aber vom Prinzip her immer der Logik einer omnipräsenten Unterscheidung zwischen männlich und weiblich folgend. Lorber selbst bezieht sich wiederum auf die Arbeiten von G. Rubin, die ebenfalls von einem »sameness taboo« schreibt (Rubin 1975 nach Lorber 1994,

dt. 1995, 71). Die Norm des Geschlechts, so Lorber mit Rubin, bestehe darin, dass immer und überall unterschieden werden müsse. Vor diesem Hintergrund ist die oben genannte Stellungnahme des Deutschen Ethikrates, das die Einführung einer weiteren Geschlechtskategorie (»anderes«) fordert, spektakulär.

Doch Geschlechternormen sind spezifischer beschreibbar – auch von Butler, die weder historisch noch soziologisch-empirisch arbeitet. Sie fragt danach, wie Gender als Geschlechtsidentität reguliert und diskursiv anerkennbar gemacht wird.

»Intelligible« Geschlechtsidentitäten sind solche, die in einem bestimmten Sinne Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (*sex*), der Geschlechtsidentität (*gender*), der sexuellen Praxis und dem Begehren stiften und aufrechterhalten.« (UdG, 38.)

Butler will diese »Beziehungen der Kohärenz« nachzeichnen und sie sowohl als konstruiert als auch als weitaus weniger kohärent entlarven, als sie uns (und vielen Theoretiker_innen) gemeinhin scheinen. Sie argumentiert, dass diese »kohärenten« und »kontinuierlichen« Beziehungen nur zu solchen werden durch politische Regelungen, diskursive und kulturelle Praktiken und spezifische »Gesetze« – dass also Anatomie, Geschlechtsidentität und Begehren eben nicht von Natur aus gegeben seien (UdG, 39). Besonders für ihre kritischen Anmerkungen zur Beziehung zwischen *sex* und Gender stützt sich Butler auf die Arbeiten von Michel Foucault. Foucault hat in seiner **Genealogie des modernen Sexualitätsdispositivs** (vgl. Foucault 1977) gezeigt, wie sich historisch das herausgebildet hat, was heute so evident scheint, nämlich die Vorstellung einer inneren, ursprünglichen Wahrheit unseres Selbst, die sich besonders authentisch in unserer Sexualität offenbare. Sexualität sei in der Moderne, so Foucault, zum bevorzugten Ort der Wahrheit des Subjekts geworden. Diese Wahrheit zeige sich in der paradigmatischen abendländischen »Sozialtechnik« des Geständnisses (Foucault 1977, 76f.), die ihrerseits historisch eng an die kirchliche Beichte gekoppelt ist. Bei den »gebeichteten« Offenbarungen, die sich auch gegenwärtig in psychotherapeutischen, interpersonalen Beziehungen, TV-Shows und Ähnlichem abspielen, kommt, so die moderne Annahme, das »eigentliche« Subjekt zum Vorschein: »Wir fordern den Sex auf, seine Wahrheit zu sagen, [...] oder vielmehr die Wahrheit, die tief unter jener Wahrheit unserer selbst vergraben liegt, die wir im unmittelbaren Bewusstsein zu haben vermei-

nen.« (Ebd., 89.) Sage mir, wie und wen du begehrt, und ich sage dir, wer du eigentlich bist – so lautet, verkürzt und markig formuliert, das von Foucault analysierte Sexualitätsdispositiv der Moderne. Diese Logik, so die Kritik Foucaults, sei jedoch weder naturgegeben noch zwingend wahrer als andere Formen der Verknüpfung von Sexualität und Subjekt. Vielmehr sei das moderne Sexualitätsdispositiv ein Effekt bestimmter (moderner, bürgerlicher) Diskurse, eine politisch regulierte Konstitutionsform des modernen Subjekts.

An diesen Punkt schließt Butler an. Sie geht mit Foucault davon aus, dass die subjektbezogene »Wahrheit« des Begehrens durch »Regulierungsverfahren erzeugt« wird (UdG, 38), anstatt natürlich gegeben zu sein. Dieses Regulierungsverfahren hat, und hier geht sie über Foucault hinaus, ein Ziel und eine Ursache: die Heterosexualität. Als **Zwangsheterosexualität** bildet sie die »Matrix der Intelligibilität« für das Geschlecht, und zwar auf allen Ebenen (ebd., 39). Zwangsheterosexualität meint die hegemoniale Norm, »normalerweise« heterosexuell zu sein, und die daraus resultierende Unsichtbarkeit, Pathologisierung oder Markierung als anders »anderer« Sexualitäten.²⁴ Als produktive Matrix bewirkt die Zwangsheterosexualität nicht nur, dass andere Begehrensformen diskriminiert und stigmatisiert werden. Butler zufolge sind Optionen jenseits der Heterosexualität dadurch auch bereits verworfen, *bevor* ein erwachsenes Subjekt überhaupt eine bewusste Wahl treffen kann. Damit ist Heterosexualität sowohl ein »äußerer« Zwang für Individuen als auch – zumindest zunächst und idealiter – eine Bedingung der Subjektwerdung. Die Annahme der Heterosexualität als natürlich gegebene, unhinterfragbare sexuelle Identität ermöglicht es, ein »Ich«, ein gesellschaftliches Subjekt zu sein. Dies gilt im Übrigen ebenso für die Homosexualität, wenn auch unter anderen, erschwerten Bedingungen. Mehr noch, die Logik der Selbstkonstitution qua sexueller Identität gilt für alle Spielarten sexueller Orientierungen – allerdings nur und insofern diese als gegebene, homogene, eindeutige, mit sich identische sexuelle Identitäten erscheinen. Folgt man der Butlerschen Genealogie des Geschlechts weiter, so stellt sie bündig fest: »Die Instituierung einer naturalisierten Zwangsheterosexualität erfordert und reguliert die Ge-

24 Der Begriff der Zwangsheterosexualität geht vor allem auf Adrienne Rich zurück. Vgl. Rich 1989. Für aktuelle sozial- und kulturwissenschaftliche Forschungsperspektiven auf Heteronormativität vgl. Hartmann et al 2007.

schlechtsidentität als binäre Beziehung, in der sich der männliche Term vom weiblichen unterscheidet.« (UdG, 46.)

Grundlage für die Zwangsheterosexualität ist das Ideal der Reproduktion als eigentliches Ziel, als »natürliche« Funktion von Sexualität. Vor dieser Folie werden alle anderen Formen von Begehren und Sexualität – die es selbstverständlich gibt, das bestreiten weder Butler noch Foucault noch Adrienne Rich – entweder pathologisiert, zu Anomalien oder uneigentlichen Spielarten erklärt. Gegen diese Annahme einer eigentlich natürlichen Sexualität, nämlich einer der Reproduktion dienlichen Heterosexualität, eröffnet Butler einen Gegendiskurs. In ihrer an Foucault angelehnten Perspektive ist die »binäre Regulierung der Sexualität« (UdG, 41) keine naturgegebene Tatsache, aus der die sozialen Konfigurationen des Gender folgen. Vielmehr ist Reproduktion ein Argument, eine diskursive Strategie zur Regulierung und Disziplinierung »subversiver Mannigfaltigkeiten der Sexualität« (ebd.). Ebenso trifft dies zu für andere, vermeintlich natürliche Sachverhalte, die ein Geschlecht charakterisieren: Auch Hormone, Genitalien oder Chromosomen sind in ihrer Relevanz für die Zuordnung eines Menschen zu einem Geschlecht diskursive Konfigurationen (vgl. KvG, 21). Die Objektivität suggerierende Rede vom XY-Chromosomenpaar als männlich oder der Vagina als weiblich ist demnach eigentlich ein diskursiver Effekt. Und so fragt Butler in gewohnt rhetorischer Manier:

»Und was bedeutet der Begriff ›Geschlecht‹ (*sex*) überhaupt? Handelt es sich um eine natürliche, anatomische, durch Hormone und Chromosomen bedingte Tatsache? [...] Werden die angeblich natürlichen Sachverhalte des Geschlechts nicht in Wirklichkeit diskursiv produziert, nämlich durch verschiedene wissenschaftliche Diskurse [...]?« (UdG, 23.)

Für Butler lautet die Antwort: Ja. Dies lässt sich – was sie selbst allerdings nicht tut – vor allem an der historischen Analyse der Entstehung des modernen, naturwissenschaftlich geprägten Diskurses des biologischen Geschlechtsunterschieds verfolgen (vgl. Honegger 1992). Die binäre Matrix der biologischen Zweigeschlechtlichkeit ist ein historisch gewordenes Dispositiv und die daraus resultierende Naturalisierung der Heterosexualität im Dienste der Reproduktion der Gattung keineswegs eine notwendige Konsequenz. Vielmehr hat das Geschlecht eine Geschichte und damit auch eine Zukunft (vgl. KvG, 98). Die Zeitlichkeit im Sinne der Prozesshaftigkeit und Wandelbarkeit des Geschlechts be-

schränkt sich keineswegs auf Rollen, Sozialisation oder die spezifische Konturierung von gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen: Auch der *sex*, der Körper, die materielle Stofflichkeit des Geschlechts, hat eine Geschichte (vgl. ebd., 25ff.).²⁵ Oder anders:

»So wie ich sie verstehe, ist die Geschlechterdifferenz ein Ort, an dem wieder und wieder eine Frage in Bezug auf das Verhältnis des Biologischen zum Kulturellen gestellt wird, an dem sie gestellt werden muss und kann, aber wo sie, streng genommen, nicht beantwortet werden kann.« (MdG, 299.)

Soweit wäre die De-Ontologisierung, die oben als zentraler Fluchtpunkt der Butlerschen Problematisierung der Kategorie Geschlecht benannt wurde, skizziert: Die diskursive Verzahnung von Zwangsheterosexualität, Reproduktion und Geschlechtsidentität bewirkt in der (diskursiv konstituierten) Praxis eine Naturalisierung des binären Systems der Zweigeschlechtlichkeit. Dieses System kommt uns vor wie eine vorsoziale Natur, auch wenn es diskursiv erzeugt ist. Dies deshalb, weil es durch mächtige – vor allem naturwissenschaftliche – Diskurse als natürlich kodiert ist und dabei alternativlos erscheint. Uns bleibt im normativen Diskursrahmen keine andere Wahl, als entweder Mann oder Frau zu sein, denn »es gibt kein Ich vor der Annahme eines Geschlechts« (KvG, 139).

Dennoch, und das ist für Butler außerordentlich wichtig, sind weder *sex* als körperliches Geschlecht noch Gender als subjektive Geschlechtsidentität determinierte Faktizitäten. *Sex* und Gender sind nicht einfach ein für alle mal produzierte, dann gegebene Tatsachen, die sich zurückführen ließen auf den einen oder anderen Diskurs. Gender und *sex* ist vielmehr immanent, dass sie in sich brüchig und »von einem konstitutiven Schwanken gekennzeichnet« sind (ebd., 126). Hiermit befassen sich die nachfolgenden Abschnitte.

Im normativen Rahmen der Heterosexualität wird Gender, als Geschlechtsidentität, reguliert – aber nicht determiniert. Geschlechtliche Identitäten *sollen* »weiblich« bzw. »männlich« sein. Und dies kann (bislang) in einem System der Zweigeschlechtlichkeit nur bedeuten, entweder das eine oder das andere zu sein: »Demnach ist ein Mann oder eine Frau die eigene Geschlechtsidentität genau in dem Maße, wie er/sie nicht die andere ist.« (Ebd., 45.) Gender – immer verstanden als Geschlechtsidentität – ist demnach keine aus sich heraus konstituierte Substanz, verfügt über keine Ontologie, sondern ist eine »Scheinpro-

²⁵ Hierauf wird das 4. Kapitel ausführlich eingehen.

duktion« (ebd., 48). Mann- bzw. Frau-Sein ist eine »instabile Angelegenheit« (KvG, 171), und zwar aus zwei Gründen: Zum einen ist Mann-Sein letztendlich nur identisch mit Nicht-Frau-Sein (und vice versa), zum anderen ist Mann- bzw. Frau-Sein die letztendlich beständige Verfehlung einer phantasmatischen Norm (ebd., 171ff.; Butler 1996, 28). Vergleichbar mit Begriffspaaren wie Tag/Nacht, Ebbe/Flut, warm/ kalt, voll/leer ist zunächst die Definition dessen, wer oder was ein Mann/eine Frau ist, nur über die Negativdefinition dessen möglich, wer oder was ein Gender nicht ist. In einem binär kodierten Diskurs kann dies nur zirkulär und tautologisch geschehen. Weiterhin ist die Geschlechtsidentität – Gender – instabil, weil der Diskurs der (Zwangs-)Heterosexualität ein »phantasmagorisches Ideal heterosexueller Identität« (Butler 1996, 26) ist. Die Idee einer eindeutigen, lebenslänglichen, natürlich verankerten, widerspruchsfreien heterosexuellen Identität ist demnach eine (äußerst wirkungsmächtige) Idee – nicht mehr und nicht weniger. Als Norm gelingt es ihr aber nicht, uns vollständig zu determinieren (KvG, 171). Die Heterosexualität als Geschlechtsidentität ist eigentlich ein permanenter Prozess des Sich-Annäherns an eine Norm; ein Prozess, der jederzeit scheitern kann und dies in gewisser Weise auch weiß:

»Die Tatsache, dass Heterosexualität immer dabei ist, sich selbst zu erklären, ist ein Indiz dafür, dass sie ständig gefährdet ist, d. h., dass sie um die Möglichkeit des eigenen Kollapses ›weiß‹: daher ihr Wiederholungszwang, der zugleich ein Verwerfen dessen ist, was ihre Kohärenz bedroht. Dass sie dieses Risiko niemals beseitigen kann, bezeugt ihre tiefgreifende Abhängigkeit von der Homosexualität.« (Butler 1996, 28.)

Interessant ist dies z. B. im Männerfußball, der als dezidiert heterosexuell und maskulin kodiert ist. Die konkreten Praxen auf dem Rasen, auf den Tribünen oder vor dem Fernseher beinhalten gleichzeitig eine Palette gleichgeschlechtlicher Intimitäten: Küssen, Umarmen, Körpersäfte wie Schweiß oder Tränen austauschen, gemeinsam duschen. In offiziellen Verlautbarungen wird in Deutschland zwar zunehmend betont, wie aufgeschlossen der institutionalisierte Fußball gegenüber homosexuellen Spielern, Trainerinnen usw. sei. Doch praktisch finden sich im hegemonialen Männerfußballdiskurs sowie in den entsprechenden Praxen schier unzählige homophobe und maskulinistische Äußerungen, die dem von Butler diagnostizierten Wiederholungszwang entsprechen. Es mutet erstaunlich an, wie viel Energie darin investiert wird, den (Män-

ner-)Fußball als heterosexuell und männlich zu kodieren.²⁶ Ein weiteres Beispiel sind die endlosen Anstrengungen des Alltags, eine »richtige Frau« zu sein, wie sie in entsprechenden »Frauen«-Zeitschriften als unverzichtbar erscheinen. Folgte man diesen, so erfordert das richtige Frau-Sein eine Unmenge an Aufwand und Arbeit: richtige Kleidung, richtige Wohnungseinrichtung, richtiger Small Talk, richtiges Auftreten im Beruf, richtiges sexuelles Tun (»was ihm wirklich gefällt«) und so weiter. Butler führt selbst keine alltagsweltlichen Beobachtungen an, wenn sie abstrakt beschreibt, dass das »richtige Frau-Sein« eine ganz und gar nicht natürlich gegebene, homogene Angelegenheit ist. Vielmehr sind für eine eindeutige Geschlechtsidentität permanente performative Wiederholungen ebenso notwendig wie die immer wiederkehrende Abwehr dessen, was nicht sein darf – was aber wohl doch immer wieder auftaucht: gleichgeschlechtliche Verführungen oder auch uneindeutige Positionen wie die »männliche Managerin oder Mechanikerin« oder der in seiner Männlichkeit bedrohte Vater in Elternzeit. Dagegen helfen die heterosexuellen »Anweisungen« (KvG, 305), diese naturalisierenden Prothesen im lebenslangen Prozess, eine richtige Frau/ein richtiger Mann zu sein – ein Prozess, der Butler zufolge »eine mühsame Aufgabe ist« (UdG, 212). Und einer, der letztlich nicht gelingen kann, jedenfalls nicht in einem starken, ontologischen Sinne. So wie jedwede Identität in konstitutiver Weise abhängig ist von der Anerkennung durch andere (vgl. Kap. 2), so muss auch die Geschlechtsidentität als Beziehungsgefüge gedacht werden – nicht als ein individueller Besitz oder als personale Eigenschaft (GL, 40f.).

Vor diesem Hintergrund ist die »Behauptung, Gender sei eine Norm« (MdG, 73) nicht gleichbedeutend damit, dass Gender eine determinierende »Regel« oder ein »Gesetz« sei (ebd.):

»Eine Norm wirkt innerhalb sozialer Praktiken als impliziter Standard der *Normalisierung*. Zwar kann eine Norm von den sozialen Praktiken, in die sie eingebettet ist, analytisch getrennt werden. Doch kann sie sich auch jeder Bemühung gegenüber als widerspenstig erweisen, die ihre Funktionsweise aus dem jeweiligen Kontext lösen will. [...] Die Norm regiert die soziale Intelligibilität einer Handlung. Aber sie ist mit der Handlung, die sie regiert, nicht identisch. Die Norm scheint gegenüber den Handlungen, die sie regiert, indifferent zu sein. [...] Die Norm regiert die Intelligibilität, sie ermöglicht, dass bestimmte Praktiken und Handlungen als solche erkannt werden können. Sie erlegt dem

²⁶ Vgl. für eine Auseinandersetzung mit Homophobie und Fußball Eggerling 2010.

Sozialen ein Gitter der Lesbarkeit auf und definiert die Parameter dessen, was innerhalb des Bereichs des Sozialen erscheinen wird und was nicht.« (MdG, 73.)

Auf Wiederholungen und Verwerfungen angewiesen sind ebenso homosexuelle Identitäten, die wie heterosexuelle Identitäten ein phantasmatisches, also imaginäres Ideal darstellen. Auch »die Homosexualität« ist ein idealisiertes Konstrukt, denn sie ist ja abhängig von der produktiven Macht des heterosexuellen Diskurses, sie ist ihre Negativfolie: »Es ist wichtig, dass wir erkennen, in welcher Weise heterosexuelle Normen in schwul-lesbischen Identitäten erscheinen« (Butler 1996, 29) bzw. inwiefern »Heterosexualität nicht ausschließlich den Heterosexuellen zukommt« (MdG, 319). Beide – homo- und heterosexuelle Identität – sind demnach Normen, »die niemals vollständig verinnerlicht werden (können)« (UdG, S. 207) und deshalb immer und immer wieder zu erfüllen versucht werden.

Anders ausgedrückt: Gender als Identität ist performativ (KvG, 170) und reiterativ, besteht also aus »wiederholten Darbietungen« (UdG, 206) und Inszenierungen, die letztendlich nie ein Ende finden. Das Geschlecht *ist* nie, sondern bleibt ein permanentes Werden. Dieses »Werden« ist bei Butler mit dem Modus »performativ« gemeint. Der »substantivistische Effekt der Geschlechtsidentität« (ebd., 49), also der Schein einer natürlichen bzw. ontologischen Substanz von Gender, wird »performativ hervorgebracht und erzwungen« (ebd.). Im Rahmen eines modernen, biologistischen und/oder ontologisierenden Diskurses zur Geschlechterdifferenz muss die Geschlechtsidentität ein Tun sein, welches versucht, den Anschein einer Substanz herzustellen und zu wahren. »In diesem Sinne ist die Geschlechtsidentität ein Tun« (ebd.), und dieses Tun ist performativ. Auch hier ist anzumerken, dass Butler nicht die erste Autorin im geschlechterwissenschaftlichen Feld ist, die auf die praxeologische bzw. performative Qualität von Gender hinweist. Unter der Chiffre des Doing Gender haben sich seit den 1960er Jahren viele Sozialwissenschaftler_innen mit der Konstruktion der Natürlichkeit befasst und dies empirisch minutiös erforscht.

Die Formulierung vom **Geschlecht als performativer Inszenierung** ist inzwischen zum bekanntesten Motto der Butlerschen Geschlechtertheorie avanciert. In ihrer Auseinandersetzung mit dem Begriff der »Konstruktion« des Geschlechts formuliert sie ihre Argumentation zur Performativität folgendermaßen:

»Die ›performative‹ Dimension der Konstruktion [des Geschlechts; d. V.] ist genau die erzwungene unentwegte Wiederholung der Normen. In diesem Sinne existieren nicht bloß Zwänge für die Performativität; vielmehr muß der Zwang als die eigentliche Bedingung für Performativität neu gedacht werden. Performativität ist weder freie Entfaltung noch theatralische Selbstdarstellung, und sie kann auch nicht einfach mit darstellerischer Realisierung (*performance*) gleichgesetzt werden. Darüber hinaus ist Zwang nicht notwendig das, was der Performativität eine Grenze setzt; Zwang verleiht der Performativität Antrieb und hält sie aufrecht.« (KvG, 133.)

Demnach ist die performative Dimension des Geschlechts weder ein frei gewähltes Schauspiel (»heute so und morgen anders«) noch ist sie eine unausweichliche Reaktion auf determinierende Zwänge, die Diskurse oder Machtverhältnisse ausüben. Vielmehr besteht die performative Dimension des Geschlechts in der »ritualisierten Produktion« (ebd.) spezifischer Akte, die das Geschlecht sein sollen. Es geht dabei vor allem um die »Verkörperung von Normen« (ebd., 305): Frauen haben keinen Bart – also sollten sie sich permanent, immer wieder, ein Leben lang die Barthaare auszupfen. Männer sind stärker und muskulöser als Frauen – also sollten sie möglichst viel im Fitnessstudio trainieren, um Muskeln zu produzieren, während sich die Frauen der »BOP«-Gymnastik zuwenden, um ihre »weiblichen Rundungen« wohl zu gestalten. Frauen sind passiver, reaktiver, zurückhaltender – also sollten die jungen Frauen möglichst warten, bis der junge Mann sie anspricht. So werden aus idealtypischen, meist diffusen und in sich widersprüchlichen Normen von Weiblichkeit und Männlichkeit konkrete Handlungsweisen, die ihrerseits – insbesondere als Effekt von Zeitlichkeit – auch Körper formen oder Körper in bestimmter Weise sichtbar machen. Selbstverständlich sind diese Prozesse nicht simple Folgeleistungen, auch die Normen sind alles andere als simpel oder eindeutig. Und gerade deshalb, so Butler, müssen wir die gegenwärtige Konstitution intelligibler (Geschlechts-)»Identitäten als Praxis« (UdG, 212) begreifen. Wären nämlich sowohl Normen als auch performative Akte eindeutig und determinierend, gäbe es keinerlei Notwendigkeit, permanent das Geschlecht zu inszenieren. Es wäre dann irgendwann sozusagen fertig. Offensichtlich ist aber, dass die Geschlechtsidentität immer wieder – und zwar immer wieder anders – gezeigt, gesehen, verhandelt, inszeniert wird. Performative Akte sind also in Bezug auf die Geschlechtsidentität solche Akte – seien sie sprachlich im Sinne Austins, praktisch im Sinne

von konkreten Interaktionen oder ikonografisch im Sinne von medialen Darstellungen wie etwa im Film oder der Werbung –, die eine angenommene ontologische Substanz des Geschlechts erst realisieren.

»Tatsächlich besteht die Norm nur in dem Ausmaß als Norm fort, in dem sie in der sozialen Praxis durchgespielt und durch die täglichen sozialen Rituale des körperlichen Lebens und in ihnen stets aufs Neue idealisiert und eingeführt wird. [...] Sie wird durch ihre Verkörperungen (re)produziert, durch die Handlungen, die sich ihr anzunähern suchen, durch die Idealisierungen, die in und durch solche Handlungen reproduziert werden.« (MdG, 85.)

Dabei verschleiert die Praxis performativer Akte durch die Logik der Inszenierung einer angeblich vorgängigen Substanz ihre produktive Wirkung. Performative Akte, auch als körperliche Praxis, verschleiern, dass sie die Natur produzieren, welche sie angeblich nur zum Ausdruck bringen. So betrachtet, sind performative Geschlechtsidentitäten Naturalisierungsstrategien (UdG, 60f.; 74; 112). Und so ist die Aufgabe, »als substantivische Identität zu gelten, [...] eine mühsame Aufgabe« (ebd., 212), weil das Tun ständig so wirken muss, als sei es sich selbst ausdrückende Natur.

Butler stellt damit die Existenz einer »eigentlichen«, »wahren« oder »richtigen« Geschlechtsidentität in Frage. Über den Umweg einiger Reflexionen zu **Travestie und Geschlechterparodie** kommt sie zu dem Schluss, dass »die Travestie die Geschlechtsidentität imitiert, [und dadurch; d.V.] offenbart sie implizit die Imitationsstruktur der Geschlechtsidentität als solcher – wie auch ihre Kontingenz« (UdG, 202). Butler greift sich das Phänomen der inszenierten Parodie des Geschlechts in der Travestie heraus, um zu zeigen, dass letztendlich jede Inszenierung des Geschlechts dem Muster der Travestie folgt. In der Travestie wird die gemeinhin für natürlich gehaltene Kohärenz von anatomischem Geschlecht und Geschlechtsidentität subversiv unterlaufen, denn »ein Teil des Vergnügens, das Schwindel-Gefühl der Performanz« (ebd.), besteht darin, dass Gender als Konstrukt auf die Bühne gebracht wird – und doch vom Publikum als gelungene Darstellung angenommen wird. Die travestitischen Inszenierungen von Weiblichkeit bzw. Männlichkeit auf der Bühne zitieren die Inszenierungen von Männlichkeit und Weiblichkeit im Alltag. In den überzogenen Inszenierungen der Travestie als Imitation wird der »Mythos der Ursprünglichkeit [des Geschlechts; d. V.] selbst« (UdG, 203) hinterfragt (vgl. auch KvG, 170ff.

und Butler 1996, 26). Es gibt kein Original des Gender, keine zu erreichende eigentliche Wahrheit oder Wirklichkeit. Vielmehr besteht jede Geschlechtsidentität in der »wiederholten Darbietung« (UdG, 206) des Gender. Es sind »rituelle gesellschaftliche Inszenierungen« (ebd.), die sich eben nicht auf ein existierendes Original beziehen, zu dem sich die performativen Akte als Kopien verhalten. Jede Geschlechtsidentität ist »nachgebildet« (ebd., 203), ist immer Imitation. Butler macht dies gerne am Beispiel von *drag* klar. Drag meint die offensichtliche Verkleidung von Männern als Frauen oder Frauen als Männern, etwa bei Transvestiten. Wichtig ist, dass die Verkleidung bei Drag (im Vergleich etwa zum Crossdressing) nicht dazu dienen soll, eine möglichst natürliche Erscheinung des anderen Geschlechts zu erzielen. Die Verkleidungsdimension ist bei *drag* im Gegenteil betont und offenkundig. Drag-queens – also Männer, die sich als Frauen kleiden und schminken – sind ein fester Bestandteil der schwulen US-amerikanischen Subkultur, aber auch Dragkings werden zunehmend sichtbar.²⁷

»Mit der These, dass alle Geschlechtsidentität wie *drag* ist oder *drag* ist, wird deutlich gemacht, dass im Kern des *heterosexuellen* Projekts und seiner Geschlechterbinarismen ›Imitation‹ zu finden ist; dass *drag* keine sekundäre Imitation ist, die ein vorgängiges und ursprüngliches soziales Geschlecht voraussetzt [...].« (KvG, 170.)

Worin bestehen die performativen Akte, die immer schon Imitation sind? Hierzu finden sich bei Butler kaum empirisch fundierte Antworten. Denken wir an unseren geschlechtlichen Alltag, lassen sich allerdings schier endlose Beispiele finden: Diäten, Kleidung, Frisuren, Statussymbole, Kosmetik, Make-up, Sport, Gesten, Augenaufschläge, Musikvorlieben und Bewegungsformen – alles das, was wir tun, weil wir es für weiblich oder männlich halten. Und auch bei solchen Beispielen fällt auf, dass es für diese Anstrengungen reichlich bereits vermittelte Beispiele oder Angebote gibt (Werbung, Romane, Videoclips, Eltern, Zeitschriften etc.), aber kein authentisches, unvermitteltes Original. Es gibt keinen Anfang, an dem sichtbar wäre, wie »die Frau« oder »der Mann« auszusehen, sich zu verhalten, zu fühlen oder zu sein habe. Unsere Gender Performance ist immer eine Imitation einer Imitation einer Imitation. Allerdings ist sie dies, aus politischen und historischen Grün-

²⁷ Vgl. den eindrucksvollen, auch theoretisch anregenden Band von Del Lagrace/Halberstam 1999.

den, nicht im expliziten Sinne. Vielmehr ist der alltägliche Drag der Geschlechtsinszenierung eine Praxis, die den Schein des Natürlichen hervorbringt (und hervorbringen muss). Darin liegt die eingangs erwähnte »Metaphysik der Substanz«, die unserem geschlechtlichen Tun vorausgeht und deren Produkt sie zugleich ist:

»Die Geschlechtsidentität erweist sich somit als Konstruktion, die regelmäßig ihre Genese verschleiert. Die stillschweigende kollektive Übereinkunft, diskrete und entgegengesetzte Geschlechtsidentitäten als kulturelle Fiktionen aufzuführen, hervorzubringen und zu erhalten, wird sowohl durch die Glaubwürdigkeit dieser Produktionen verdunkelt – als auch durch die Strafmaßnahmen, die diejenigen treffen, die nicht an sie glauben. Die Konstruktion »erzwingt« gleichsam unseren Glauben an ihre Natürlichkeit und Notwendigkeit.« (UdG, 205f.)

Dass es keine eigentliche, substanzielle, wahre Natur des Geschlechts gibt, trifft Butler zufolge also für alle drei konstitutiven Dimensionen intelligibler (sinnhafter) Geschlechter zu: Im wechselseitig konstitutiven Dreieck sind weder *sex* noch Gender noch das Begehren fixe Pole. Gender als Geschlechtsidentität ist eine fortwährende performative Produktion natürlichen Scheins. Die Produktion folgt den Diskursen der eindeutigen Sexualität und eines eindeutigen körperlichen Geschlechts. Zugleich ist auch das Begehren – als eindeutige Kategorie im Sinne von homo- oder heterosexuell – der vordergründig homogenisierende Effekt hegemonialer Diskurse, die historisch entstanden, institutionell und politisch legitimiert sind und die insbesondere die Gattungsreproduktion als eigentliche Natur der Geschlechterdifferenz konstruieren. Das Begehren soll, so die Konstitution gegenwärtiger geschlechtlicher Intelligibilität, der Eindeutigkeit der jeweiligen Geschlechtsidentitäten folgen: Männer sind die, die Frauen begehren; Männer begehren Frauen, weil sie Männer sind. Und schließlich ist auch das körperliche, anatomische Geschlecht kein gegebenes, sozusagen biologisches Rohmaterial, sondern durch »politische Kräfte geformt« (UdG, 190) und als geschlechtlich bestimmter Körper »performativ« (ebd., 200). Die Materialisierung des Geschlechts als Geschlechtskörper formuliert Butler pointiert und im Detail in *Körper von Gewicht*. Die Rekonstruktion dieser Argumentation wird Gegenstand des nachfolgenden Kapitels sein.